

Einmal glücklich.

Novelle von **E. Merk.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Mathilde mußte, wie Julie annahm, Rueda wohl brieflich gebeten haben, sie nicht mehr zu besuchen, um ihm ein beleidigendes Abweisen durch die Dienstboten zu ersparen. Julie empfand eine Befreiung in der Vermuthung, daß er vielleicht seine Villa verlassen habe.

Eines Tages jedoch, als sie mit ihrem Knaben von einem Spaziergange zurückkehrte, kam Erwin ihr auf einem Wiesenwege entgegen geschritten. Ehe sie es zu verhindern vermocht, war Albert jubelnd auf den jungen Mann zugeeilt. Sie konnte nun nicht mit stummem Gruße vorübergehen und fühlte doch mit Ungeduld, daß die Begegnung sie befangen und verwirrt machte.

Er aber ging, umkehrend, an ihrer Seite weiter und plauderte lustig mit dem Kind, das sich an seinen Arm hing. Mit Julie hatte er nur wenige Worte getauscht; doch als ihr Weg nun durch den Wald führte, zeigte er dem Knaben eine etwas erhöht liegende Lichtung mit dem Bemerken, daß es dort die schönsten Erdbeeren gäbe, worauf dieser sofort voll Vergnügen hinaufkletterte.

Sobald sie allein waren, wendete sich Erwin an Julie in verändertem, ernstem Tone. „Sie kämpfen nicht mit edlen Waffen gegen mich, gnädige Frau," sagte er. „Es unterliegt doch keinem Zweifel, daß ich Ihrem unversöhnlichen Haß meine Entfernung aus dem Haus Laurenberg zuzuschreiben habe? Ich möchte gerne wissen, auf welchen Grund hin Ihnen diese plötzliche Verbannung gelungen ist?"

Ein bitteres Lächeln zuckte um Juliens Lippen. Von zwei Menschen ward ihr dieselbe unverdiente Beschuldigung.

„Sie vergessen, Herr Rueda," sagte sie in ihrer frostigen Art ihm gegenüber, „daß man nicht die bezahlte Gesellschafterin um Rath zu fragen pflegt, welche Bekannten man empfangen soll oder nicht. Uebrigens habe ich nicht vergessen, daß ich Ihnen meine Stellung in dem Hause verdanke, und habe niemals vor dem Baron ein böses Wort über Sie gesagt."

„Dann begreife ich nicht, was ihn so plötzlich gegen mich eingenommen hat," fuhr Erwin nachdenklich fort. „Gerade jetzt, da ich den Verkehr in seinem Hause wohl besser verdiene als früher, wenn ich ihn auch stets zu schätzen wußte. Aber in meiner übermüthigsten Zeit, da war mir's oft, als wenn die Matronen an den Wänden aus ihren dunklen Rahmen verwundert auf mich blickten und fragen müßten: ‚Was willst Du, toller Geselle, in diesem friedlichen, vornehmen Heim?' Und wenn Mathilde mich mit ihren frommen Kinderaugen ansah, dann schämte ich mich, daß ich in ihre Nähe kam, mit wüsten Erinnerungen und verrückten Abenteuern im Kopf. Aber ich bin der wilde, lustige Gesell nicht mehr; bin ein zahmer, trauriger Einsiedler geworden. Wissen Sie, Julie, seit wann ich es ward?" fuhr er leiser, in tiefem Ernste fort. „Seit ich gesehen und gehört habe, wie ein guter Mensch beweint wird. Seit Sie so höhnend von den ‚armen Freunden sprachen, die kein Glück zu verlieren haben, um die keine Thräne vergossen würde.' Da ist die Ernüchterung über mich gekommen, der frohe Rausch verflogen, in dem ich bisher durch das Leben gelacht hatte — mein leichtsinniges Glück war mit einem Male schal für mich geworden. Seitdem weiß ich, daß ich meinen Weg verfehlt habe, daß es besser wäre, Eine recht zu lieben, von Einer recht geliebt zu werden, als armseligen Dutzendfreuden nachzujagen. Seitdem habe ich Sehnsucht nach einem Herzen, das mir ganz gehört, nach ein paar Augen, die um mich weinen würden, wenn ich stürbe. Aber es ist zu spät. So wie ich's möchte, liebt mich Keine mehr, und kein Weib glaubt mehr an meinen Ernst und meine Treue. So bin ich ein zerfahrener Mensch geworden, der seine Vergangenheit wie



Max Freiherr v. d. Goltz, kommandirender Admiral und stellvertretender Chef der Admiralität. (S. 395)

einen Fluch mit sich fortschleppt. — Ich habe Ihnen das sagen wollen, Frau Julie, damit Sie Ihren Rachedurst befriedigt sehen, damit Sie wissen, daß mit dem Verzweiflungsschrei um Ihren Wilhelm, den ich vernommen habe, auch für mich das Ende der lachenden Tage gekommen ist. — Ich habe ihn oft beneidet, meinen todten Schulkameraden," fügte er nach einer kurzen Pause mit einem vollen Blick in ihre Augen hinzu. „Er hatte ein großes Glück, und wenn er demselben auch entrissen wurde — todt sein ist besser, als ein langes Leben, an dem man die Freude verloren hat!"

Sie fühlte, daß es keine Redensarten, sondern daß es Worte aus seiner tiefsten Seele waren, die er ihr sagte, daß er so wahr vielleicht noch zu keinem Weibe gesprochen hatte. Die Schmeichelei, die in diesem Vertrauen, die in dem Bekenntnisse lag, daß sie einen so gewaltigen Einfluß auf sein Leben ausgeübt, packte sie unwiderstehlich. Einige Sekunden lang blieb sie im Bann seiner Augen, stumm, ohne ein trotziges Wort zu finden; und in diesen Sekunden, während über ihnen leise die Tannenwipfel rauschten und sie sich bewegt anblickten, sah sie das Bild ihres todten Wilhelm nicht mehr zwischen ihnen. Als wäre ein süßes Gift in der Waldluft, die ihr um die Wangen wehte, so klopften ihr mit einem Male die Pulse. Sollte wirklich für sie Alles ein Ende haben? Sollte sie nie wieder Glück empfinden, Glück verschenken dürfen?

Die Stimme ihres Knaben rief sie wieder zu sich, und nun überkam sie das volle Entsetzen über ihre eigenen Wünsche; sie suchte nach Worten, um dem beklemmenden Schweigen zwischen ihnen ein Ende zu machen. Das schöne junge Mädchengesicht stand ihr plötzlich vor der Seele, das ihr vor wenigen Tagen glühende Liebe für diesen Mann bekannt hatte. Er sehnte sich nach einem treuen Herzen und ahnte nicht, welch' einen Schatz an Wärme sein eigen sein könnte. Und ihr fehlte es nur ein Wort, um ihn diesen schönen Weg zu weisen, um der jungen Freundin die Erfüllung ihres Traumes zu verschaffen, und zugleich sich selbst aus der Gefahr zu retten, die sie drohend an sich herankommen sah.

Aber sie konnte das Wort nicht sprechen, der Name Mathilde wollte ihr nicht auf die Lippen.

Und sie erwiederte, mit letzter Kraft einen kühlen Ton erzwingend er theile ja wohl das Schicksal vieler Anderer, daß die Reue zu spät käme, und es wäre wohl nur gerecht und billig, daß auch die Männer, so bevorzugt sie im Allgemeinen seien, nicht ganz ungestraft mit ihrem Glücke spielen dürften.

Aber sie war nicht geschickt genug in der Verstellung, um Erwin die Erregung ganz zu verbergen, welche sie beherrschte, und er, der eben behauptet hatte, daß ihn nichts in der Welt mehr freue, konnte doch rasch genug die Stimmung wechseln, um nun mit großem Interesse den Widerstreit ihrer Gefühle zu beobachten. Halb in Siegesfreude, halb in leiser Enttäuschung dachte er: „Auch sie ist nicht uneinnehmbar!" während sie nun mit raschen Schritten, den Knaben, den sie heftig herangerufen, nicht von der Hand lassend, ihren Weg fortsetzte. Er verabschiedete sich erst an dem Gartenthore der Villa von ihr.

Baron Laurenberg hatte, in der Laube sitzend, Rueda an Juliens Seite die Dorfstraße herabkommen sehen und bemerkt, daß sie flüchtig die Hand berührte, die Erwin ihr entgegengehalten. Nun, da sie an ihm vorüberkam, entging ihm die Röthe ihrer Wangen, die Gluth ihrer Augen nicht.

„Sie scheinen meine Wünsche sehr gering zu achten, Frau Felsen," sagte er leise, aber in einer rauhen Art, die sie nie von ihm erfahren hatte, „da Sie die Menschen, welchen ich mein Haus verbiete, auf der Straße aufsuchen."

Diese unerwartete Zurechtweisung machte Julie in diesem Augenblicke so verblüfft, daß sie den Baron eine Weile wortlos anstarrte. „Ich hörte nur, daß Sie Ihrer Tochter den Verkehr mit Herrn Rueda verboten haben, Herr Baron," sagte sie dann, „ich wußte nicht, daß dieser Befehl auch mir galt."

„Warum nicht auch Ihnen? Gerade Ihnen!" rief er, die Worte heftig hervorstoßend. „Ich will Ihre Stelldichein mit diesem Herrn wenigstens nicht in meinem Hause dulden."

Seine maßlose Gereiztheit gab ihr ihre Ruhe wieder. „Diese Anklage klingt wirklich wunderlich und unglaublich genug, nachdem mir eben Herr Rueda, dem ich zufällig begegnete, den Vorwurf machte, ich hätte ihn aus diesem Haus und aus Ihrer Gunst zu verdrängen gesucht," erwiederte sie mit stolz erhobenem Kopf.

Der Baron wendete sich rasch ihr zu. „Warum glaubt er das?" frug er erregt.

„Weil ich ihm aus meiner Abneigung niemals ein Hehl gemacht habe," gab sie zurück.

Er war nahe an sie herangetreten und die kurzsichtigen Augen zusammendrückend, sah er ihr forschend in das Gesicht. „Diese Abneigung besteht also wirklich noch? Ich hatte gedacht —"

Der fragende, durchdringende Blick war ihr lästig.

„Ich pflege meine Gesinnungen nicht zu ändern," sagte sie rasch, sich abwendend.

„Das freut mich! Ich danke Ihnen für dieses Wort!" erwiederte er mit aufleuchtendem Gesicht in verändertem Tone.

Sie gingen schweigend neben einander in das Haus. Juliens Befremden über sein seltsames Wesen wuchs, als er in dem einsamen Vorzimmer plötzlich ihre Hand faßte und fast schüchtern bat: „Verzeihen Sie mir mein unhöfliches Benehmen, liebe Frau Julie. Sie sollen eine Erklärung dafür haben."

Im selben Augenblicke aber hörte man das Rollen eines Wagens, und ein Diener trat ein mit der Meldung, der Herr Baron würde zur Jagd abgeholt. Es sei Alles für ihn bereit gelegt.

Der Baron runzelte die Stirne. „Schon so bald!" rief er ungeduldig. „Ich habe nun freilich einmal zugesagt und darf die Herren nicht warten lassen. Was ich mit Ihnen zu sprechen habe, liebe Frau Julie, ist auch nicht so kurz zu fassen. Morgen, wenn ich zurückgekehrt bin, gönnen Sie mir wohl eine Stunde — einstweilen zürnen Sie mir nicht."

Bald darauf rollte der Wagen mit der Jagdgesellschaft fort auf der sonnigen, staubigen Landstraße, und auf der Villa herrschte ein tiefes Schweigen. Julie zog sich in ihr Zimmer zurück; sie fühlte eine gewisse Scheu vor Mathilde, als weckten die traurigen Mädchenaugen ihr ein Bewußtsein der Schuld.

Während der Unterredung mit dem Baron hatte sie einen Moment die Scene im Walde vergessen; nun stand Erwin's stolzer, blonder Kopf ihr wieder vor der Seele; seine Stimme klang ihr im Ohr. Wie nach einem Talisman griff sie nach der Photographie ihres Gatten, die über ihrem Bette hing, bohrte die heißen Augen auf die geliebten Züge. „Rette mich vor ihm, Wilhelm!" schrie ihr Herz, und ihre Finger umklammerten krampfhaft die Photographie, auf die einst so manche heiße Thräne herabgefallen war, als müsse sie hier den verlorenen Haß und die verlorene Treue wiederfinden.

Aber der Friede, den sie suchte, wollte nicht über sie kommen. Sie hatte die Herrschaft über ihre Gedanken verloren. Wie im Fieber stiegen Bilder vor ihr auf, die sie nicht zu bannen vermochte, es lag ihr bang und beklemmend auf der Brust; sie lehnte sich zum Fenster hinaus, um sich vor dem Luftzug, der die Bäume rüttelte, die Stirne kühlen zu lassen. Aber der Wind wehte ihr schwül entgegen wie der Hauch heißer Lippen und steigerte noch den Taumel ihrer Sinne.

Sie athmete erst auf, als endlich gegen Abend der erste Blitz durch die Wolken fuhr, die der Föhn zusammengejagt hatte, und ein schwerer Donnerschlag in den Bergen widerhallte. Gewaltig brach das lange drohende Gewitter los, und es goß und stürmte während der ganzen Nacht.

Spät erst hatten sich ihre Augen zu einem unruhigen Schlummer geschlossen und neue quälende Gedanken bewegten ihr Herz am anderen Morgen, dann aber mußten alle persönlichen Wünsche und Schmerzen vor der plötzlich hereinbrechenden Sorge um ein theures Leben verstummen. Der Baron war todtkrank von der Jagd heimgekehrt, er lag bewußtlos, im Fieber.

Die Gefährten berichteten, er sei ungewöhnlich erregt, heiter und wohlaufgelegt gewesen; erst am Morgen nach einer stürmischen Nacht in einer schlechten Sennhütte habe man ihn bleich und fröstelnd angetroffen. Der Arzt sprach von heftiger Erkältung, von Entzündung — und zuckte ernst die Achseln.

Wochen lang lag über dem Sommerheim jenes bange Schweigen, das eine schwere Krankheit um sich verbreitet. Niemand spricht ein lautes Wort; mit scheuen Tritten und ernsten Gesichtern schleichen die Dienstboten durch die Zimmer. Die Ankunft des Arztes gibt den Tagen die einzige Unterbrechung, sein Gesichtsausdruck die leichtere oder schwärzere Färbung.

Rueda ließ täglich nachfragen, kam auch selbst, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, seine Dienste anzubieten. Aber Mathildens Augen hatten nun einen düsteren Blick für ihn. Die große, namenlose Sehnsucht, die sie seit einigen Wochen nach diesem Manne im Herzen getragen, erschien ihr plötzlich in einem ganz veränderten Lichte. Sie sagte sich, daß ihre trübselige Laune den Vater aus dem Hause getrieben, daß sie ihre Kindespflicht, ihm sein Heim lieb und behaglich zu gestalten, versäumt habe.

Sie ließ sich nur mit Widerstreben von Julie in der Pflege des Kranken ablösen; mit einem rührenden Flehen hingen ihre Augen an dem Gesichte des Vaters, und der Arzt verweilte länger, als seine Pflicht es erheischte, an dem Krankenbette, um den schönen bleichen Engel zu betrachten, der unermüdlich an dessen Seite stand. Und endlich, nach Wochen, kam der Tag, an dem das Mädchen ihm mit nassen Augen die Hand drückte für das langersehnte Wort: „Die Gefahr ist vorüber, Ihr Vater wird leben, Fräulein Mathilde!"

Erst allmälig wurde die Genesungsfreude durch die Erkenntniß getrübt, daß die Krankheit eine schwere Folge zurücklassen, und der Baron an der linken Seite gelähmt bleiben würde. Er ertrug anscheinend sein Schicksal mit größter Fassung und Geduld; doch einmal, als er sich unbeobachtet glaubte, hörte ihn Mathilde qualvoll aufstöhnen und sah, wie er in Verzweiflung die schlaff herabhängende linke Hand ergriff und an sich preßte, als müsse er ihr wieder Leben zuführen können.

Dieser Einblick in seine Seele zerriß ihr vollends das Herz.

„O Vater," rief sie, ihn umklammernd. „Laß Dich trösten von der Liebe Deiner Tochter! Ich gelobe Dir's, ich will keinen anderen Gedanken haben, als Dich! Ich will Deine linke Hand sein und nie von Dir gehen!"

Der Baron streichelte ihr sanft den blonden

Scheitel, befremdet von dieser Leidenschaftlichkeit, die er in seiner Tochter nie vermuthet hätte.

„Armes Kind!" sagte er gerührt. „Ich hätte Dir ein schöneres Loos gewünscht! Aber wir wollen tragen, was uns auferlegt worden ist!"

Mathilde nahm es ernst mit ihrem Gelöbniß. Sie suchte jede Regung in ihrer Seele, die nicht dem Vater galt, zu unterdrücken; sie vermied es, Rueda zu begegnen, obwohl der Baron demselben ein paar dankende Zeilen für die ihm bewiesene Theilnahme hatte zukommen lassen, es auch gestattete, daß die beiden Knaben zuweilen auf die Villa „Waldlust" zum Besuch gingen, überhaupt seinen Groll gegen ihren Freund vollständig vergessen zu haben schien. Sie frug nicht nach der Ursache dieser Wandlung; sie schämte sich nur ihrer einstigen trotzigen Auflehnung gegen ihren Vater und verzieh sich's nicht, daß sie diesem ihr Herz und ihre Liebe entzogen hatte, um sie einem Fremden zuzuwenden, der nicht darnach begehrte.

Eines Tages aber saß Julie neben dem Baron auf der Veranda, auf welcher er nun, auf einem Ruhebett liegend, die sonnigen Tagesstunden zubrachte, und las ihm vor. Sie war ihm eine unentbehrliche Gefährtin bei den naturwissenschaftlichen Studien geworden, die er wieder aufgenommen hatte; er zog ihre klare, gleichmäßige Vortragsweise der etwas verschleierten, schwankenden Stimme seiner Tochter vor, und wußte auch sehr wohl, daß Mathilde viel mehr Sinn für Poesie und schöne Literatur, als für exaktes Wissen besaß, während die junge Wittwe nicht blos aus Pflicht, sondern mit regem Interesse an seiner Lektüre Theil nahm.

War's das Sonnenlicht über den Bäumen, oder der süße Resedenduft, der noch immer dem Garten entströmte, oder Juliens weißes Kleid, das sie seit Langem wieder trug, was den Baron an jenen Morgen gemahnte, da er erregt und lebensfreudig auf die Jagd gefahren war, er unterbrach plötzlich seine Vorleserin.

„Wie wenig sich in der Landschaft verändert hat," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „seit ich zum letzten Mal als gesunder Mensch durch den Garten ging! Die Bäume haben noch nicht die Blätter verloren — nur mein Leben ist kahl und winterlich geworden. Damals habe ich Ihnen eine Erklärung für mein seltsames Benehmen versprochen — bei meiner Rückkehr; seitdem aber bin ich so bitterlich gestraft worden für die leidenschaftliche Heftigkeit, die ich damals an den Tag legte, und die Sie mir wohl verziehen haben, ohne Worte. Aber ich will Ihnen heute wie ein entschwundenes Märchen erzählen, was ich Ihnen damals sagen wollte.

Ich habe kein heiteres, kein vollgenossenes Leben hinter mir, liebe Julie. Was ich vor Anderen vielleicht an äußeren Vortheilen voraus hatte, das ward durch die Vorurtheile meines Standes und meiner Erziehung verkümmert. Ich habe das erst in recht späten Jahren erkennen gelernt. Ich bin auch während meiner Ehe nicht unglücklich gewesen; ich hatte mich, wie das in unseren Familien üblich ist, nach Wunsch und Bestimmung der Eltern und Verwandten verheirathet, und fand es fast selbstverständlich, daß meine gute Frau theilnahmslos und kränklich war, meist auf dem Sopha herumlag und mich allein ließ. Wir haben nie ein böses Wort für einander gehabt, aber wir sind uns immer förmlich, im Innersten fremd gegenüber gestanden. Und erst nach langer Zeit, erst als Sie in unser Haus kamen und trotz Ihrer Trauer und Ihrer tiefen Kümmerniß mit solcher Kraft und Frische bei uns wirkten, da ich zum ersten Male den belebenden Einfluß einer gesunden, energischen Frau auf ein Heimwesen, die anregende Wirkung eines gebildeten weiblichen Geistes erfuhr, erst da habe ich mir gesagt, daß meine Ehe eine sehr traurige gewesen sei. Und Sie wissen ja, liebe Frau Julie, der Mensch wird nie müde, an das Glück zu glauben. Ich frug mich, ob ich nicht das Recht hätte, nach all' den Jahren, die ich den Vorurtheilen und Ueberlieferungen geopfert, einmal Mensch zu sein. Ich verhehlte mir nicht, daß meine Jugend dahin, daß ich keinen Anspruch mehr hätte, von einem jungen Weibe geliebt zu werden. Aber in meinen besten Stunden dachte ich, daß eine Frau wie Sie, die so früh den Verzicht hatte kennen lernen müssen, so früh einsam geworden war, vielleicht die treue, fast väterliche Neigung eines Mannes doch zu schätzen wüßte! Eines wußte ich ja, daß auf mein reifes Leben durch eine solche Gefährtin ein rechter Sonnenglanz fallen und es verklären würde zu einer Schönheit, die ihm nie zu Theil geworden! In schlimmen Augenblicken haßte ich freilich in grimmiger Eifersucht den jüngeren, berechtigteren Mann, der in Ihre Nähe kam. Wenn ich denke, mit welchem Jubel ich damals von Ihnen ging, nachdem Sie mir gesagt, daß Ihr Haß gegen Erwin Rueda noch fortbestehe!" fuhr er mit einem tiefem Seufzer fort.

Die junge Frau, die ihm bisher in ernstem Schweigen zugehört hatte, machte bei diesen Worten eine Bewegung und suchte ihm ihr Gesicht zu entziehen. Sie fühlte, daß ihr das Blut heiß in die Wangen stieg; sie fürchtete, ihre Augen könnten verrathen, wie morsch und hinfällig der alte Haß gegen Rueda geworden war. Um ihre Verwirrung zu verbergen, fing sie zu sprechen an.

„O Herr Baron, ich habe nur ein Gefühl," sagte sie bewegt, „das einer großen Dankbarkeit und —"

Aber er unterbrach sie rasch: „Nein, Julie, erwiedern Sie mir nichts. Das Schicksal hat mir ja bereits die grausame Antwort gegeben auf die Frage, die auf meinen Lippen schwebte. Es hatte für den Vermessenen, der jugendliche Hoffnungen hegte, schon den Schlag bereit, der ihn zum siechen Greis, zum Krüppel gemacht hat. — Geben Sie mir nur Ihre Hand und verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen vergangene schöne Träume erzählt habe — die Träume eines alten Mannes!"

Julie reichte ihm stumm die beiden Hände und blickte voll Rührung auf das völlig weiß gewordene Haupt. Wie unnahbar stolz war ihr einst dieser Mann erschienen, und mit welch' demüthigem Flehen schauten nun seine Augen zu ihr auf. Sie las eine tiefe, ernste Neigung in den Zügen des Kranken, eine Neigung, die Fieber und Schmerz nicht zerstört, nur entsagungsvoller gemacht hatten; aber diese wehmühtige Liebe steigerte noch den Sturm, der längst ihr eigenes Herz erfaßt hatte und machte sie ruheloser, friedloser noch, als sie gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Max Freiherr v. d. Goltz, kommandirender Admiral und stellvertretender Chef der Admiralität.

(Mit Porträt auf Seite 393.)

Der gegenwärtige oberste Leiter der deutschen Kriegsflotte, Admiral Max Freiherr v. d. Goltz (siehe das Porträt auf S. 393), ist am 18. April 1838 zu Königsberg geboren. Er trat mit fünfzehn Jahren als Seekadet in die preußische Marine, machte mehrere große Seereisen mit und wurde 1861 Lieutenant zur See und 1870 Korvettenkapitän. Er vertauschte nun zunächst den Dienst an Bord mit einer mehrjährigen Thätigkeit im Marineministerium als Dezernent und übernahm dann 1874 das Kommando der Glattdeckskorvette „Augusta". Zum Kapitän zur See befördert führte Freiherr v. d. Goltz auf den Uebungsreisen im Jahre 1876 bis 1877 das Panzerschiff „Kaiser" im Geschwaderverband und trat nach seiner Rückkehr als Oberwerftdirektor an die Spitze der kaiserlichen Werft in Kiel. Nach drei Jahren übernahm er die Führung der Korvette „Gneisenau" und zugleich das Kommando über das Mittelmeergeschwader und wurde 1883 zum Kontreadmiral und 1888 zum Viceadmiral und Marinestationschef der Nordsee befördert. Am 24. Januar 1889 endlich wurde er an Stelle des verstorbenen Grafen Monts zum kommandirenden Admiral und stellvertretenden Chef der Admiralität ernannt, eine Stellung, zu der ihn seine theoretischen und praktischen Kenntnisse, seine reiche seemännische Erfahrung und seine allgemeine Beliebtheit in der Marine gleich sehr befähigen.

Der Vielfraß.

(Mit Bild auf Seite 396.)

Ein Mittelglied zwischen Bär und Marder bildet der Vielfraß. Er mißt etwa 1 Meter, wovon 12 bis 15 Centimeter auf den Schwanz kommen, hat 40 bis 45 Centimeter Höhe am Widerrist, den Wuchs eines Marders und den Pelz eines Bären. Der Verbreitungsbezirk dieses Raubthieres erstreckt sich über den ganzen Norden der Alten und Neuen Welt; überall gilt es für einen ebenso tückischen und schlauen, wie unersättlichen Räuber, dessen Wildheit und Körperkraft weit bedeutender sind, als man nach seiner Größe vermuthen sollte. Der Vielfraß bevorzugt die gebirgigen Gegenden des hohen Nordens, lebt aber lieber auf den kahlen Höhen und baumlosen Haiden, als in den Wäldern. Seiner Gefräßigkeit ist Alles willkommen, was da kreucht und fleucht. Heute zieht er den wandernden Lemmingen nach, von denen er große Mengen vertilgt; morgen umschleicht er die wilden und die zahmen Renthierheerden und reißt mit Leichtigkeit ein Stück nieder, an dem er sich mit unbeschreiblicher Gier sättigt (siehe unser Bild auf S. 396), um dann das Uebrige sorgfältig zu vergraben.

Das Sperrschiff auf der Donau bei Wien.

(Mit 2 Bildern auf Seite 397.)

Der den östlichen Theil der Stadt Wien durchziehende Donaukanal trennt sich bei Nußdorf von dem Donaustrom. Auf der Spitze des Dammes zwischen Strom und Kanal erhebt sich das Gebäude des Ruderklubs „Donauhort"; gleich bei der Einfahrt in den Kanal kann man alsdann die Absperrvorrichtung besichtigen, die den Eintritt der Eisgänge und der außerordentlichen Hochwasser in den Kanal verhindert, ohne die gewöhnliche Einströmung des Wassers zu unterbrechen. Sie besteht aus zwei an den beiden Seiten des Donaukanals erbauten Schleusenmauern und einem Sperrschiff, das wir auf dem oberen Bilde S. 397 während der guten Jahreszeit im Hafen liegend erblicken, während es unten dargestellt ist, wie es den Kanal der Quere nach absperrt und die andrängenden Eismassen abhält. Dieses Sperrschiff ist nach dem Plane des Freiherrn v. Engerth für 840,000 Gulden hergestellt worden und besteht ganz aus Schmiedeeisen mit einem Gewicht von 366,000 Kilogramm. Es ist 48,6 Meter lang, 5,7 Meter hoch und in der Mitte 9,5 Meter breit, während die schmiedeeisernen Panzerplatten, die seinen Körper bilden, eine Stärke von 7,18 Centimeter besitzen. Die Unterlage dieses gewaltigen Schiffskörpers, der nach Bedarf tiefer versenkt oder gehoben werden kann, bildet ein schmiedeeiserner Rost, während im Winter an der dem Eisgang zugekehrten Seite — wie unten zu sehen — 30 bis 50 „Nadeln" d. h. Schienen aus bestem Material den Anprall der Schollen aufnehmen und diese zerkleinern.

Sternennebel und Nebelsterne.

Astronomische Skizze von **Paul Tunsch.**

Der Trieb zur Naturerkenntniß ist dem Menschengeschlechte angeboren, denn er ist uralt — das beweisen uns die Sagen und Mythen des Alterthums, die im Grunde nichts Anderes sind, als Versuche zur Erklärung der unerkannten waltenden Naturkräfte. Besonders aber

sind es die Erscheinungen des Himmels, welche in der Mythologie eine hervorragende Rolle spielen, wohl darum, weil sie uns die Allmacht des Schöpfers am großartigsten offenbaren. Seitdem ist unser Wissen in der Himmelskunde ungemein fortgeschritten und an die Stelle dunklen Grübelns, das nur Erzeugnisse einer üppig wuchernden Phantasie hervorbrachte, ist reales Forschen getreten, das nach den Gesetzen von Maß und Zahl die Geheimnisse des Weltalls entschleiert.



Vielfraß bei seiner Beute. (S. 395)

Dennoch ist uns an den Himmelskörpern noch unendlich vieles räthselhaft, namentlich aber sind uns die Sternennebel und die mit diesen verwandten Erscheinungen, die Nebelsterne, noch immer sehr geheimnißvoll, weshalb wir dem freundlichen Leser in Nachfolgendem einiges über dieselben berichten wollen, da sie mit zu den interessantesten Himmelserscheinungen gehören.

Ehe wir uns jedoch diesen Himmelsgebilden zuwenden, müssen wir uns zunächst den Sternenhimmel etwas genauer betrachten, um uns mit dem Wesen der verschiedenen Himmelskörper ein wenig vertraut zu machen.

Da sehen wir zuerst die Planeten, Gestirne, die wir gewöhnlich mit besonders auffälligem Glanze am Himmelsgewölbe erblicken, und die alle anderen Sterne überstrahlen, weil sie uns verhältnißmäßig sehr nahe sind. Sie sind ähnlich beschaffen wie unsere Erde, und kreisen wie diese mit ihren Monden um die Sonne, mit der sie das Sonnensystem bilden. Anderer Natur sind die zahllosen Fixsterne, welche wir in verschieden hellem Glanze am Himmel schimmern sehen. Sie sind Sonnen, gleich unserer Sonne, und werden wohl auch, wie diese, ihre Planetensysteme haben; nur wegen ihrer riesigen Entfernung erscheinen sie uns so klein, denn sie sind durch so unfaßbar weite Räume von uns getrennt, daß der Lichtstrahl, welcher in der Sekunde rund 300,000 Kilometer zurücklegt, viele Jahre, ja Jahrhunderte braucht, um von ihnen bis zu uns zu gelangen. Sie alle zusammen aber bilden wiederum ein gemeinsames Sternensystem, das Fixsternsystem, zu dem auch unsere Sonne mit der Erde und den übrigen Planeten ꝛc. gehört.

Außer den Fixsternen aber gewahren wir am Himmel noch das mächtige Band der Milchstraße. Dieselbe zieht sich als nebelartiger Lichtring um die gesammte Himmelskugel und stellt sich uns durch Fernrohre als eine ungeheure Menge sehr weit von uns entfernter Sonnen oder Fixsterne dar, deren Anzahl der berühmte Astronom Friedrich William Herschel auf 18 Millionen schätzte. Die ganze Milchstraße ist aber ein einziges ungeheures Sternensystem, von welcher die gesammte uns umgebende Fixsternwelt, der auch unsere Sonne angehört, wiederum nur ein untergeordnetes Glied bildet. Diese Riesensternenwelt der Milchstraße, welche man das Milchstraßensystem nennt, hat im Ganzen die Form einer abgeplatteten Linse und dreht sich um einen gemeinsamen Schwerpunkt, welcher ungefähr in der Gegend der Plejadengruppe liegt. Die Größe dieses Sternensystems aber können wir ungefähr ermessen, wenn wir bedenken, daß das Licht trotz seiner Geschwindigkeit etwa acht- bis zehntausend Jahre braucht, um von einer Umgrenzung der Milchstraße zur anderen zu gelangen. Und doch ist das gesammte Milchstraßensystem nur gleichsam eine Insel im unendlichen Oceane des Weltraums, und solcher Inseln gibt es noch sehr viele. Das ist ein ungefähres Bild vom Riesengebäude der unseren Sinnen noch zugänglichen Sternenwelt.

Außer den geschilderten Gestirnen und Sternsystemen bemerken wir am Himmel aber noch andere Gebilde; dieselben erscheinen uns meist als mattweiße kleine Lichtwolken auf dunklem Grunde, und man hat sie wegen ihres nebelartigen Aussehens Sternennebel genannt. Obgleich wir viele von ihnen schon mit unbewaffnetem Auge wahrnehmen, werden sie größtentheils doch nur durch Fernrohre gesehen, und je schärfer die Fernrohre sind, welche man anwendet, desto heller und in desto größerer Anzahl werden sie erblickt. So erscheinen z. B. durch das berühmte Riesenteleskop von Lord Rosse manche Gegenden des Himmels wie mit Lichtnebeln übersäet. Herschel, der

Das Sperrschiff im Hafen.

Das Sperrschiff bei Eisgang eingehängt.

Das Sperrschiff auf der Donau bei Wien. (S. 395)

ältere, welcher sich namentlich der Beobachtung dieser Gebilde widmete, sah bereits mehr als 3990 an der Zahl. Jetzt beläuft sich die Zahl der beobachteten Lichtnebel auf 6000 bis 7000, und dabei ziehen die Riesenfernrohre noch fortwährend neue Nebel aus den Tiefen des Weltraumes hervor.

Die Sternennebel sind am Himmel sehr ungleichmäßig vertheilt. Besonders viele dieser Gebilde findet man beispielsweise am nördlichen Sternhimmel in den Sternbildern des großen Bären, der Berenice, des Löwen, der Jagdhunde, der Jungfrau und des Bootes; am südlichen Sternhimmel werden namentlich in den Sternbildern des Orion, des Schiffes und des Schützen viele gesehen. Ueberhaupt erscheinen sie dem bewaffneten Auge an den Grenzen der Milchstraße in fast allen Gegenden des Himmelsraumes. Am nebelärmsten sind die Gegenden zunächst der Himmelspole, jene Orte, um welche die tägliche scheinbare Umdrehung des Himmelgewölbes stattfindet.

Die Größe der Sternennebel ist sehr verschieden; während manche kaum so groß wie eine Erbse erscheinen, sind andere scheinbar achtmal größer als die Mondscheibe. Ueberaus mannigfaltig sind dabei ihre Formen und man hat sie nach diesen in verschiedene Klassen eingetheilt, nach denen man Ellipsennebel, Spiralnebel, Ringnebel u. s. w. unterscheidet. Während manche nur große regel- und formlose Massen bilden, gewähren andere durch ihre Formen einen hübschen Anblick und erscheinen z. B. fächer- oder kometenschweifartig. Bei einigen Nebeln, wie z. B. bei demjenigen im Sternbilde der Andromeda, sieht man schon mit schwachen Fernrohren Sterne in ihren Massen funkeln; diese gehören jedoch nicht zu ihnen, sondern stehen vor ihnen und uns bei Weitem näher. Dagegen werden in anderen Fällen in den Nebeln Sterne gesehen, die ihnen wirklich angehören, wie z. B. in dem Ellipsennebel im Sternbilde des Schützen, wo in jedem Brennpunkte der Ellipse dicht neben einander zwei Sterne gesehen werden. Manche Sternennebel haben sich auch schon als veränderliche, d. h. periodisch in ihrem Lichtglanz wechselnde, erkennen lassen.

Doch jetzt wird der freundliche Leser fragen, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit diesen merkwürdigen Weltgebilden hat, welche ein von allen Gestirnen so abweichendes Aussehen haben.

Anfangs hielt man diese Erscheinungen für verfliegende Dunstgebilde der Erdatmosphäre, jedoch bei näherer Beobachtung stellte es sich bald heraus, daß sie ganz selbstständige Erscheinungen sind, welche dem Weltraume angehören.

Mehrere dieser Lichtwolken erkennt man schon mit bloßem Auge, oder doch mit Anwendung nur geringer Hilfsmittel der Sehkraft, als einzelne von einander getrennte, nur nahe zusammenstehende Fixsterne. Es sind dies Sterngruppen, wie wir sie z. B. bei der Berenice, der Krippe, im Krebse und in der Plejadengruppe sehen.

Andere wiederum lassen sich durch sehr starke Fernrohre als eine Ansammlung sehr vieler Fixsterne erkennen, welche in ungeheurer Menge, oft bis zu 20,000 an der Zahl, anscheinend dicht beieinander stehen. Diese Sternhaufen bieten einen prachtvollen Anblick dar. So löst sich der Sternennebel im Sternbilde des Herkules, der schon mit unbewaffnetem Auge gesehen werden kann, in einem starken Fernrohre in viele Tausende von Sternen auf, die nach der Mitte hin sich so dicht drängen, daß sie wie in einen Feuerball zusammenfließen. Diese scheinbaren Nebel sind also in Wirklichkeit Fixsternsysteme, gleich der uns umgebenden Fixsternwelt, nur daß sie so ungeheuer weit von uns entfernt sind, daß der Lichtstrahl Jahrtausende braucht, um von ihnen bis zu uns zu gelangen. Solcher sehr entfernter Fixsternsysteme gibt es innerhalb der Milchstraße viele, jedoch werden auch jenseits derselben solche, und zwar in der Regel viel größere Gebilde beobachtet, und diese stellen dann Riesensternsysteme, Welteninseln dar, wie das Milchstraßensystem selbst eine solche ist.

Andere Lichtnebel behalten jedoch ihr dunstähnliches Aussehen selbst in den stärksten Fernrohren bei, und man bezeichnet sie daher, gegenüber jenen, die sich durch scharfe Instrumente in Sternhaufen auflösen lassen und deshalb siderische oder auflösliche Nebel heißen, als unauflösliche Sternennebel.

Doch sollten sich nicht vielleicht durch sehr viel stärkere Fernrohre, als wie wir sie besitzen, auch diese unauflöslichen Lichtnebel als Sternsysteme erkennen lassen?

Das werden wir sogleich sehen, denn man hat ein Mittel, durch welches man wirkliche Nebel von nur scheinbaren, durch das Zusammenwirken sehr weit von uns entfernter Sternenheere bewirkte, unterscheiden kann. Dieses Werkzeug der Himmelsforscher besteht im Wesentlichen darin, daß man das Licht des zu untersuchenden Himmelskörpers durch ein Glasprisma bricht und in seine farbigen Bestandtheile zerlegt, ähnlich dem Kinderspielzeug, durch welches die Sonnenstrahlen in die Regenbogenfarben verwandelt werden. In dem Spektroskop, wie man dieses Instrument genannt hat, zeigt sich nur das Licht der Sonne und der Fixsterne als das bekannte regenbogenfarbige Band, das von feinen dunklen Linien durchzogen ist, während das Licht der Nebelmassen in demselben nur helle Linien auf dunklem Grunde zeigt. Mit Hilfe dieses Instrumentes hat man nun die Sternennebel, welche sich durch die Teleskope nicht mehr auflösen lassen, untersucht, und dann auch gefunden, daß viele dieser Nebel in der That aus Fixsternen bestehen, die nur wegen ihrer Riesenentfernung von uns, selbst durch die allerschärfsten Fernrohre, als solche nicht mehr erkannt werden können. Bei einer sehr großen Anzahl anderer Nebel hat sich jedoch herausgestellt, daß sie aus wirklichen Nebelmassen, d. h. aus sehr lockeren glühenden Gasmassen bestehen, welche über ungeheure Räume vertheilt sind. Sie haben eine ungemein geringe Dichtigkeit und besitzen jedenfalls eine weit niedrigere Temperatur, als die Sonne und die Fixsterne. Ja man hat sogar vermittelst des Spektroskopes ihre stofflichen Bestandtheile erkannt und weiß unter Anderem z. B., daß in ihnen namentlich zwei bestimmte Elemente (Urstoffe) eine Hauptrolle spielen. Das eine derselben ist der Wasserstoff, ein Gas, welches in Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft, den wir einathmen, das Wasser bildet. Das andere Element ist der Stickstoff, welcher vier Fünftel unserer irdischen Lufthülle bildet.

Diese Weltennebel sind nun für die Himmelsforscher außerordentlich interessante Objekte, denn man hält sie für entfernte, im Entstehen begriffene Welteninseln, welche im Werdeprozeß befindliche Sternensysteme darstellen, die sich in den verschiedensten Stadien der Entwickelung und Gestaltung befinden.

Und in der That gewinnen wir diesen Eindruck, wenn wir die verschiedenen Formen der Himmelsnebel betrachten. Da gibt es Nebel, welche schon ein hohes Entwickelungsstadium aufzuweisen scheinen. Sie haben eine kugelartige, bestimmt begrenzte Form und zeigen nach ihrer Mitte zu eine weit vorgeschrittene Verdichtung, die bereits zur Bildung eines Kernes geführt hat, der einen weit stärkeren Lichtglanz besitzt. Andere Nebel zeigen unbestimmtere Formen und einen matteren Lichtschein; sie sind zerrissen und zeigen nur an einigen Stellen eine merkliche Zusammenziehung. Manche Nebel haben langgestreckte Arme und Ausläufer, oder mächtige Nebelschweife, gleichsam als ob sie mit anderen dieser Gebilde einen Kampf führten. Schließlich gibt es viele Nebel, die ganz form- und regellos erscheinen und als unendlich lockere Gebilde noch über ungeheure Räume vertheilt sind; sie scheinen noch gar keinen Keim entstehender Welten zu zeigen.

Hier seien einige solcher Nebel angeführt, welche man nicht mit Unrecht als solche im Werdeprozeß begriffene Sternensysteme betrachten kann. So befindet sich im Sternbilde des Fuchses ein Sternennebel, den uns John Herschel genau beschrieben hat; derselbe zeigt in seiner Masse eine Menge auffälliger Lichtfunken, welche wahrscheinlich von einzelnen bereits verdichteten Nebelbällen herrühren, die mithin im Entwickelungsprozeß bereits vorgeschrittene Sterne zu sein scheinen. In dem Sternbilde des Orion sehen wir einen sehr großen unbestimmt begrenzten Nebel von eigenthümlicher Gestalt, der in seinen einzelnen Theilen ein ganz verschiedenes Aussehen hat. Ein Theil desselben ist gleichmäßig hell, ein anderer dunkel, während er in einer bestimmten Gegend wie ein flackerndes Feuer brennt. Auch im Sternbilde der Leier wird ein Nebel gesehen, der wahrscheinlich ein höheres Entwickelungsstadium hat, denn er zeigt einen auffällig starken Lichtglanz. Besonders interessant ist auch der Lichtnebel in dem Sternbild der Jagdhunde. Er besteht aus einer verdichteten Nebelkugel mit einem helleren Kerne und wird von einem breiten Nebelringe umgeben, der sich an einer Stelle ganz genau in zwei Ringe spaltet und hier auch eine Verdichtung zeigt, während außerhalb des Ringes eine kleinere verdichtete Nebelkugel schwebt.

Großes Aufsehen aber hat in der Forscherwelt ein Vorgang hervorgerufen, welchen man im Jahr 1885 im Sternennebel der Andromeda beobachtete. Im August dieses Jahres sah man nämlich in dem helleren Kerne dieses Nebels plötzlich einen großen Stern aufleuchten, welchen man vorher nie gesehen hatte, und der dann allmälig an Licht wieder abnahm. Da dieser Nebel jedoch in Wirklichkeit kein solcher ist, sondern aus einem Heere sehr entfernter Fixsterne besteht, läßt sich dieses Aufleuchten nur durch eine ungeheure Wärmeentwickelung infolge eines mechanischen Effekts erklären, oder mit anderen Worten, durch einen riesigen Zusammenprall von Gestirnen, wodurch eine vollständige Umwälzung durch den Untergang bisheriger Weltkörper und das Auflodern neuer Sterne stattgefunden haben muß, ein Beispiel, daß sich auch in den als Sternenhaufen erkannten Sternennebeln Ereignisse abspielen können, welche denen in den Weltennebeln ähnlich sind. —

Den eigentlichen Sternennebeln sehr verwandte Erscheinungen sind auch jene Fixsterne, welche von einem mattweißen Schimmer, einem Nebel, umgeben sind und die man deshalb Nebelsterne genannt hat. Solche mit verschiedenartig geformten Nebeln versehene Fixsterne findet man in allen Regionen des Himmelsraumes vor. Hier scheint durch eine Verdichtung der Gasmassen nach innen und durch eine größere Wärmeentwickelung schon ein völlig fixsternartiges Gebilde entstanden zu sein, das noch in ungeheurer Ausdehnung von umgebenden Dunstmassen mit nebelartigem Charakter eingehüllt ist.

Die Nebelsterne stellen also gleichsam ein Uebergangsstadium von den Weltennebeln zu den festen Himmelskörpern dar.

Von diesen Gebilden dürfen wir eine unendliche Zahl im unermeßlichen Raume voraussetzen. Dies beweist uns namentlich auch eine andere Wahrnehmung, welche die Forscher schon längst gemacht haben. Bereits seit Jahrtausen-

den, schon im grauen Alterthum, als die denkende Menschheit den Sternenhimmel zu beobachten anfing, fesselte das Auge der Forscher ein geheimnißvoller Lichtschimmer, der als ein mächtiger Kranz die ganze Himmelskugel umschließt. Diese nebelartige Lichtzone, welche dunklere Theile zeigt, die wieder durch hellere überbrückt werden, rührt wahrscheinlich von den verworrenen Lichtstrahlen her, die ein ungeheures Riesenweltsystem höchster Ordnung zu uns herniedersenkt, von dem zweifelsohne unser Milchstraßensystem mit allen seinen Fixsternsystemen und Sternennebeln nur ein untergeordnetes Glied bildet, und zu dem auch jedenfalls alle anderen von uns gesehenen, noch so fernen Welteninseln in organischer Beziehung stehen. Gewiß aber ist, daß dieses Riesensternsystem eine solche Größe hat, daß Welteninseln wie unsere gesammte Milchstraße nur verschwindend kleine Theilchen desselben bilden — fürwahr ein Bild erdrückender Unendlichkeit!

Wenn uns also die Sternennebel einerseits über die erhabene Größe des Weltalls belehrt haben, so haben wir auch andererseits durch dieselben den Weltentwickelungsprozeß kennen gelernt. Wo es aber ein Werden gibt, da muß auch ein Vergehen sein, denn wo Geburt ist, ist auch der Tod die endliche Folge. In der That verrathen uns gewisse Lichtveränderungen an manchen Fixsternen, daß sie im allmäligen Erlöschen begriffen zu sein scheinen, wenn auch wahrscheinlich noch ungeheure Zeiträume vergehen werden, ehe dies wirklich geschehen dürfte. Der geniale William Herschel verglich daher auch den Weltraum mit einem Blumengarten, dessen Gewächse auf den verschiedensten Entwickelungsstufen sind, als werdende, reife und wieder absterbende und zerfallende. Sehen wir doch auch hierin nur, wie im gesammten Naturleben, das große Gesetz vom ewigen Kreislaufe des Lebens walten, das auch Schiller besingt, indem er sagt:

„Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel."

Herzog und Schneider.

Historische Skizze von **Emil König.**

(Nachdruck verboten.)

Unter den Fürsten der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts glänzte Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha und Altenburg (1745—1804) durch hohe Bildung und Liebe für Wissenschaft und Kunst. Er war ein ernster, gerechter, in seinen Grundsätzen strenger, aber gegen seine Unterthanen sehr milder, überhaupt ein höchst menschenfreundlicher Fürst. In seinen jüngeren Jahren gründete er in Gotha unter Eckhof's Leitung ein für die Bildung der deutschen Schauspielkunst höchst einflußreiches Theater und eine ausgezeichnete Kapelle. Später wandte sich seine Neigung fast ganz den Wissenschaften zu, und diesen, besonders der Astronomie und Mathematik, widmete er seine ganze freie Zeit. Er wurde der Erbauer der Sternwarte bei Seeberg.

Bisweilen machte er einen Ausflug nach England oder nach der Schweiz, in welchen beiden Ländern er damals die freiste Bewegung und den größten Volkswohlstand fand. Von einer dieser Reisen erzählte einer der Begleiter des Herzogs folgende Episode.

Der Herzog wußte, daß sein Generalsuperintendent Storch in Kranichfeld (damals altenburgisch, jetzt halb meiningisch und halb weimarisch) in London einen Bruder hatte, der Schneider war, und ließ den Superintendenten fragen, ob er ihm etwas an diesen Bruder mitgeben wolle, er würde es gern besorgen. Der Superintendent benutzte die gnädige Aufforderung und übersandte einen Brief und ein Päckchen.

Einige Wochen nach seiner Ankunft in London, wo der Herzog als ein naher Verwandter des Königshauses bei Hofe sehr in Anspruch genommen wurde, gedachte er des mitgenommenen Briefes und Päckchens an den Schneidermeister Storch und übersandte ihm beides mit einem gnädigen Gruß durch seinen Kammerdiener. Storch, hocherfreut, ließ durch den Kammerdiener beim Herzog anfragen, ob er ihm nicht seine Aufwartung machen und seinem Landesherrn mündlich für die ihm erwiesene Gnade danken dürfe.

Einem Schneider eine besondere Audienz zu geben, dünkte dem Herzog doch seltsam. Da fiel ihm in seiner Gutmüthigkeit ein, sich den Schneidermeister zum Anmessen eines Anzuges zu bestellen und die Angelegenheit auf diese Weise zu erledigen. Zur bestimmten Stunde fuhr eine Equipage vor. Ein Livreebedienter öffnete den Schlag. Ein sehr eleganter Herr stieg aus, und bald darauf wurde dem Herzog, der ihn vom Fenster aus hatte aussteigen sehen, der zum Maßnehmen beorderte Schneidermeister Storch gemeldet.

Verwundert ließ ihn der Herzog in sein Kabinet eintreten, und sah sich von einem feinen Manne mit ungezwungenem Anstande ehrfurchtsvoll begrüßt, der sich als Bruder des Generalsuperintendenten Storch in Kranichfeld vorstellte. Der Mann gefiel dem Herzog. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erkannte bald, daß er einen sehr gebildeten Mann vor sich habe. Nach längerer Unterredung kam der Herzog auch auf seine Bestellung und wollte sich nun das Maß nehmen lassen.

„Das ist bereits geschehen," erwiederte der Schneider.

„Wieso?" fragte der Herzog verwundert.

„Ich habe mir Eurer Durchlaucht Gestalt angesehen," versetzte der Meister, „und eines Weiteren bedarf es nicht. Ich hafte dafür, daß Alles auf's Beste passen soll."

Darauf empfahl er sich in ehrerbietiger Bescheidenheit.

Das war ein Vorkommniß, wie es dem Herzog noch niemals begegnet war. Sein Staunen wuchs indessen noch mehr, als bereits am folgenden Morgen der Schneidermeister mit dem fertigen Anzuge vor ihm erschien und in der That Alles auf's Genaueste paßte.

„Wie ist das nur möglich, daß Sie mit dem Anzug schon fertig sind?" rief der Herzog.

„Wenn Durchlaucht mir die Gnade erweisen wollen, mein Etablissement in Augenschein zu nehmen, so werden Hochdieselben sich bald überzeugen, wie es möglich ist," antwortete Storch. „Ich betreibe mein Geschäft fabrikmäßig. Jeder meiner Arbeiter hat seine bestimmte Aufgabe auszuführen, und so geht es schnell aus einer Hand in die andere. Vielleicht ist es Eurer Durchlaucht nicht uninteressant, eine solche Einrichtung kennen zu lernen?"

Neugierig nahm der Herzog für den folgenden Tag die Einladung an und war noch mehr überrascht, als der Meister ihn bei dieser Gelegenheit zum Mittagessen einlud, wobei er versicherte, daß Seine Durchlaucht eine seiner nicht unwürdige Tischgesellschaft finden würde.

Der Herzog sagte zu, und der Schneider entfernte sich erfreut, aber keineswegs mit dem Ausdrucke, als sei ihm mit der Zusage eine außerordentliche Gnade erwiesen. Zur bestimmten Stunde fuhr der Herzog vor Storch's Hause vor und wurde von Letzterem ehrerbietigst empfangen. Der Meister führte ihn in seine reiche Tuchniederlage und dann in die großen, mit Arbeitern gefüllten Räume, von denen Jeder zu einem besonderen Theil einer Kleidung bestimmt war. Der Herzog bewunderte die sinnreiche Einrichtung, nach welcher ein Rock, in seiner Gegenwart zugeschnitten, durch die verschiedenen Räume wanderte und nach einigen Stunden, die er im Etablissement verweilte, ihm als fertiges Kleidungsstück vorgelegt wurde.

Als es Zeit zur Tafel war, führte Meister Storch seinen hohen Gast über den mit seltenen blühenden Pflanzen geschmückten Hof in ein zweites schönes Haus, das mit der Front auf einen der elegantesten Plätze hinausging. Hausflur und Treppe waren mit kostbaren Teppichen bedeckt, und der Herzog trat in eine Reihe geschmackvoll möblirter Zimmer und fand hier eine Gesellschaft von Personen vor, die er kannte, weil er sie mit seinem Besuche beehrt hatte: die angesehensten Staatsmänner und Gelehrten, deren Namen Storch durch die Bedienten des Herzogs ausgekundschaftet hatte, und dann auch einige Mitglieder der Schneiderinnung, die aber in ihrem Aeußeren und Betragen von den übrigen Gästen durchaus nicht zu unterscheiden waren. Speisesaal und Tafel waren auf's Glänzendste geschmückt, und Mahl, Wein und Bedienung ließen den Herzog nichts vermissen, so daß er sich bald ganz behaglich fühlte.

Den Trinkspruch, den der Wirth auf den Herzog ausbrachte, erwiederte dieser mit dem auf die ehrsame Schneiderinnung in London.

Nach ziemlich langdauernder Tafel und nach einer belebten Unterhaltung sprach der Herzog noch einige Zeit mit dem Wirthe und dankte ihm für die belehrenden und angenehmen Stunden.

Am Tage nach diesem Gastmahl ließ sich eine Deputation der Schneiderinnung beim Herzoge melden.

Er empfing sie freundlich, und die beim gestrigen Mahle anwesenden Meister, der Deutsche Storch an der Spitze, traten ein und dankten dem Herzog Namens der Innung und im eigenen Namen für die Ehre, die er ihnen am Tische eines ihrer Mitglieder erwiesen, und ersuchten ihn, das Ehrendiplom der Innung, das sie ihm, prachtvoll in Purpursammet gebunden und reich verziert, ein Kunstwerk in seiner Art, auf einem Sammetkissen überreichten, gnädigst anzunehmen. Der Herzog fand sich dadurch sehr geehrt und zeichnete seinen Namen mit der goldenen Feder, die ihm dargeboten wurde, in das Mitgliederverzeichniß ein.

Oft erinnerte er sich dieses Erlebnisses, wie er in London in die Schneiderinnung aufgenommen wurde, und erzählte es gern.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Treue Freundschaft. — Zu den ausgezeichnetsten englischen Aerzten im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts gehörten die Doktoren Richard Mead und John Friend in London. Beide auch als Schriftsteller durch gelehrte Werke berühmt, der Erstere durch Schriften über die Pest und über die Blattern, der Andere durch ein großes geschichtliches Werk über die Entwickelung der medicinischen Wissenschaft von der ältesten Zeit an. Sie waren miteinander seit langen Jahren in treuer Freundschaft verbunden, und es bot sich eine Gelegenheit, wo diese innige Freundschaft auf ganz besondere Art sich erproben sollte. Mead war so vernünftig und bekümmerte sich nur um seine Wissenschaft und seine höchst einträgliche Praxis, die ihn vollauf beschäftigte. Friend aber war auch eifriger Politiker und stürzte sich durch seinen übertriebenen Eifer für die verlorene jakobinische Sache in's Unglück, indem er sich an einer gefährlichen Verschwörung betheiligte, die für fast alle Theilnehmer ein höchst verderbliches Ende nahm. Im März 1722 wurde er wegen Hochverraths angeklagt, verhaftet und in den Tower gebracht. Die Sache ließ sich sehr gefährlich an, und wenn sein treuer und kluger Freund Mead nicht über seine Wohlfahrt gewacht hätte, so würde man ihm sicherlich den Pro-

zeß gemacht und ihm auf Towerhill den Kopf abgeschlagen oder ihn doch lebenslänglich im Kerker gelassen haben. Aber es kam ganz anders. Sir Robert Walpole, der mächtige Premierminister, fiel zu dieser Zeit in eine gefährliche Krankheit, von welcher ihn nach seiner Meinung nur Doktor Mead kuriren konnte. Dieser untersuchte auf's Genaueste den Zustand des vornehmen Patienten und erklärte, daß er ihm wohl das Leben retten könne und die volle Heilung verbürgen wolle, zuvor aber müsse sein Freund und Kollege Friend in Freiheit gesetzt und begnadigt werden, sonst wolle er diese Kur nicht übernehmen. Walpole fand die Bedingung so unerhört und sonderbar, daß er sich zuerst gar nicht auf den Kontrakt einlassen wollte, sondern darüber in großen Zorn gerieth. Doch als nach etlichen Tagen seine Krankheit immer schlimmer wurde und ihn dem Tode nahe brachte, da schickte er angstvoll wieder zu Mead, der aber unbeugsam bei seinem Verlangen beharrte. Die Angelegenheit wurde nun dem König Georg vorgestellt, der seinen ersten Minister durchaus nicht entbehren konnte und, um dessen Leben zu retten, schleunigst in der geheimen Kanzlei ein Begnadigungsdekret für Doktor Friend ausfertigen ließ, wodurch dieser sofort in Freiheit gesetzt, seiner Familie und seinem Berufe wiedergegeben wurde. Darauf kurirte Mead mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und Sorgfalt den kranken Minister, der sich völlig wieder erholte und noch viele Jahre an der Spitze der Regierungsgeschäfte blieb. Doktor Friend aber entsagte fortan allen politischen Umtrieben und wurde Leibarzt der Königin Karolina; sein Freund Mead jedoch kam zu noch höheren Ehren als erster Leibarzt des Königs. [F. L.]

Drei Narren. — Als Kaiser Karl V. den König Franz I. von Frankreich, welchen er bei Pavia besiegt und lange in Gefangenschaft gehalten hatte, später in Paris besuchte, kam der Hofnarr des Letzteren zu seinem Herrn und sagte: „Nun bin ich wenigstens nicht mehr allein der Narr, ich kenne jetzt deren drei."

„Wer sind die?" fragte der König.

„Einer," antwortete der Narr, „ist Kaiser Karl, daß er hierher kommt, der andere, Sire, sind Sie, daß Sie die Gelegenheit nicht benützen und ihn gefangen nehmen, und der dritte bin ich, daß ich mich unterstehe, so etwas zu sagen." [G. Sch.]

Vogel-Weihnachten in Norwegen. — Sowohl auf dem Lande wie in den Städten besteht in Norwegen die schöne, überall nachahmenswerthe Sitte, am Weihnachtsfeste der Vögel zu gedenken. Fast an jedem Hause befestigt man auf einer Stange am heiligen Abend eine Getreidegarbe für die Vögel, die an manchen Orten auch mit einem Holzkreuz geziert wird. In den letzten Jahren ist dieser Brauch noch häufiger als früher geworden. Der norwegische Dichter Henrik Wergeland sagt in einem Gedicht über den anmuthigen Gebrauch:

„Ein Käthner, der arm im Walde wohnt,
Gab uns den Buschel, der am Pfahle thront.
Er hatte nur Drei, gab eins uns hin,
Das Jesuskind regt ihm den frommen Sinn;
Der Schnee ragt über das niedrige Dach,
Wir hausen im Buschel bewahrt und gemach,
Kein Körnchen geht unserem Schnabel verloren,
Auch uns ist hier der Erlöser geboren." [v. d. S.]

Immer gemüthlich. — In Neu-Mexiko wurde einem Mörder das Todesurtheil verlesen. Hieran anknüpfend meinte der Richter zu dem Verurtheilten: „Der Gerichtshof hatte die Absicht, Eure Hinrichtung erst in vier Wochen vornehmen zu lassen; aber es ist jetzt kalt und unser Gefängniß hat keine Oefen, und nicht einmal eine Decke ist für Euch aufzutreiben. Wozu also sollt Ihr noch vier Wochen lang frieren! Wenn's Euch angenehm ist, machen wir daher die Sache lieber schon morgen früh ab — natürlich erst nach dem Frühstück." [G. W. G.]

Humoristisches.



Pensionsweisheit.

Junge Gutsherrin: Was wollen Sie denn mit diesen Eiern anfangen, Mamsell?

Wirthschafterin: Es sind Enteneier, ich will sie einer Henne zum Ausbrüten unterlegen.

Gutsherrin: Aber legen Sie die Eier doch lieber einer Gans zum Ausbrüten unter! Junge Gänse sind doch viel profitlicher, als junge Hühner.



Der Schlaue.

Einer von zwei Zwillingsknaben kommt in Papa's Arbeitsstube. „Ach, Papa," sagt er, „Hänschen's neue Hose ist hin — bitte, bitte, nicht wahr, es gibt keine Prügel?"

„Nein," sagt Papa, „weil Du so brav bittest, soll's keine geben! Aber was kümmerst denn Du Dich so darum?"

„Ja, weißt Du, Papa, ich hab' sie ja an!"

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 51.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 49:
Mit Niemand ist einig, der mit sich uneins.

Räthsel.

Gebunden darf ich meist nur wandern
In dieses Lebens dunklem Thal,
Oft in Verein mit vielen andern,
Bald groß und dick, bald klein und schmal.
Gern geb' ich Rath auf alle Fragen,
Die Wißbegier mir leget vor,
Stimm' ein in Jubel und in Klagen,
Daß man als Freund mich oft erkor.
Und werd' ich edig auch befunden,
Gleich' ich dies reichlich dadurch aus,
Daß ich versüße bitt're Stunden
Durch meiner Lieder Blüthenstrauß.
Trotzdem will mir's nicht immer glücken,
Daß man nach meinem Werth mich schätzt,
Indem man oft nur meinen Rücken
Mit gold'ner Zierrath reich besetzt. [M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 51.

Auflösungen von Nr. 49:
der Charade: Langeweile. Lange weile! Weile lange!
des Scherz-Räthsels: Fenster.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönlein's Nachfolger) in Stuttgart.